

Wir werden weniger, älter, bunter. Wie wollen wir im Alter leben?

Vortrag im Rahmen
der Fachtagung
„Quo vadis Altenpflege – Gut leben im Alter?“

am
9. November 2011
im Staatsbad Bad Ems

Liebe Damen,
liebe Herren,

als ich mich auf meine heutigen Vortrag vorbereitete, fiel mir der Artikel des Zukunftsexperten Peter Felixberger in die Hände. Er kann uns dabei helfen, ein Gefühl für das Leben in 50 Jahren zu bekommen. Dazu hat er zu einem wirksamen Trick gegriffen und sich selbst als heute 50jähriger mit dann fast 100 Jahren Lebensalter in das Jahr 2060 „gebeamt“.

In seinem „Rückblick aus dem Jahr 2060“ berichtet Felixberger, wie seine Frau (98) und er als „Lebensplan-Berater“ junge Menschen beraten: *„Wir sagen ihnen, worauf es im Job ankommt. Darüber hinaus beraten wir auch ältere Menschen, wie sie ab 60 weiter einer sinnvollen Tätigkeit nachgehen können. Bezahlt werden wir direkt vom Bundesarbeitsministerium, Abteilung „Lebensplanung“. Früher hieß das alles Rente. Den Begriff kennen nur noch die wenigsten.“*

Im Jahr 2030 sei das Rentensystem in Deutschland zusammengebrochen. Der Politiker Meyerling sei mit der Mitteilung in die Geschichte eingegangen: „Wir sehen uns gezwungen, das zu tun, was vorhergehende Politikergenerationen sich nie getraut haben: Wir schaffen die Rente ab!“

Natürlich sei der Renten kollaps ein einschneidendes gesellschaftliches Ereignis gewesen. Er erinnere sich noch gut an die Massendemonstrationen in den Großstädten gegen Sozialabbau und an die Hysterie in elektronischen Zeitungen, Internetblogs und sozialen Netzen. *„Dennoch ging gleichzeitig auch ein Ruck durch das Land. Die Alten mussten sich wieder stärker selbst organisieren, ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen. Und sich gegenseitig unterstützen. Da half es natürlich, dass Beratungsberufe schon in den Jahren zuvor zur wichtigsten Stütze in der Arbeitswelt geworden waren. Dort konnten die Alten ihr Erfahrungswissen einbringen.“* Heute (2060) seien mehr als zehn Millionen der 26 Millionen Erwerbstätigen selbstständig.

Felixberger beschreibt weiter, dass 2051 zum ersten Mal mehr Nichtdeutsche als Deutsche hier lebten. Diese Vielfalt habe die Lebensqualität in diesem Land sehr bereichert: Man könne afghanisch essen, chinesische Ärzte aufsuchen oder das neue Museum für zeitgenössische afrikanische Kunst besuchen.

2045 habe *„eine wirklich radikale Bildungsreform (..) den Fächerkanon an die gesellschaftliche und wirtschaftliche Wirklichkeit“* angepasst. Was für ein Aufschrei konservativer Bildungspolitiker, als 2045 die Fächer Ästhetik, Design, Mode, Medien, Ernährung und Architektur aufgenommen und Mathematik sowie Latein abgeschafft wurden.

Beflügelt durch die Entscheidung der Bundesregierung unter Kanzler Timo Hacker im Jahr 2041, ein Grundeinkommen für alle einzuführen, das von den Gewinnen staatlich geförderter Hochtechnologiebranchen bezahlt wird, hätten seitdem viele Menschen ihre Lebensprioritäten geändert.

Deutschland sei heute in Europa „Gesundheitsland Nummer eins“. Ein Drittel aller Erwerbstätigen habe in diesem Segment einen Job gefunden. Viele Pflegekräfte stammten aus Osteuropa und Nordafrika.

Die Zahl der Deutschen sei bis heute rückläufig. Partner- und Kinderlosigkeit sind eine ganz normale Lebensform. In der Folge seien auch viele Städte kleiner geworden.

Zum Schluss fragt Felixberger: „Was bleibt übrig?“ und er schreibt:

„Gesundheitlich sind wir auf dem Damm, der Krebs kann uns wie gesagt nicht mehr dahinraffen. Unsere Kinder, Enkel und Urenkel schauen uns manchmal etwas verwundert an, wenn wir über Hippies, 68er, PC, Kassettenrekorder oder Neue Deutsche Welle reden. Die Pole sind nach wie vor nicht geschmolzen, die Jahreszeiten sind geblieben, der Wetterbericht ist immer noch Glücksache. Einzig mit holografischen Musikkonzerten können wir uns bis heute nicht anfreunden. Das ist in Hamburg in diesem Sommer der große Hit. Popkonzerte aus New York werden live auf dem Heiligengeistfeld auf überdimensionale Holografie-Megamonitore übertragen. Sound und Technik sind derart ausgefeilt, dass man sich wie am Originalschauplatz vorkommt. Verblüffend echt!“

Gewöhnt habe ich mich an die kleinen Selbstdiagnosegeräte, mit denen man schnell eigene kleinere Krankheiten diagnostizieren kann. Gewöhnt habe ich mich auch an die Weine aus Schleswig-Holstein, die jetzt aufgrund des Klimawandels dort angebaut werden. Und weil es sein musste, auch an das Verbot benzinangetriebener Autos oder Flugzeuge. Gewöhnt habe ich mich überdies an Lebensmittlersatzprodukte, die Fisch und Fleisch aroma- und konsistenzgerecht nachempfunden sind. Kürzlich habe ich von meinem orangefarbenen Bonanza-Fahrrad geträumt, das ich als Kind aus der Vorstadt stolz durch die Straßen lenkte. Das war Mitte der 1960er Jahre. Am Tag vor diesem Traum war mir eine Werbeanzeige auf meiner neuen Multimediabrille aufgefallen (Werbeblätter aus Papier gibt es schon lange nicht mehr), die mir eine voll einklappbare, hypermoderne Version mit einem Material anbot, das auf Knopfdruck reagieren soll. Trotz Hightech musste ich schmunzeln, die Bedürfnisse sind über die Zeiten hinweg offenbar gleich geblieben. Hier eben als Kind seine nächste Umwelt zu erobern – zu Beginn einer langen, hoffentlich erfüllten Lebensreise zu sich selbst.“

Wie dem auch sein wird, hier werden gesellschaftliche Herausforderungen deutlich, die wir heute anpacken müssen, wenn wir bis dahin Lösungen haben wollen: Einige Fakten stehen fest.

Um das Jahr 2035 wird Deutschland weltweit das Land mit der ältesten Bevölkerung sein. Wir sprechen – resignierend – von einer alternden Gesellschaft, von einer „Vergreisung“ der Bevölkerung. Die Japaner dagegen sprechen optimistisch von einer „Gesellschaft des langen Lebens“.

Ältere Menschen stellen auch keine „Lastenquoten“ dar – Alterslast, Rentenlast, Rentnerschwemme, Pflegelast. Sprache ist verräterisch, sie verrät unser Denken und das Denken beeinflusst unser Tun. Die Blickrichtung ist falsch und gefährlich, wenn immer nur über die Kosten verursachenden Alten diskutiert wird. Es wird höchste Zeit, dass Politik

und Gesellschaft die älteren Menschen als Werteschaffende, als Verbraucher, als Gewinn betrachten.

Die meisten älteren Menschen sind körperlich und geistig fit. Sie verfügen über Sachwissen und jahrzehntelange berufliche Erfahrung. Das sind Ressourcen, auf die wir nicht länger verzichten dürfen.

Das Alter als Ressource in den Blick zu nehmen, ist im doppelten Wortsinn förderungswürdig: Bleiben ältere Menschen aktiv, wirkt sich das positiv aus und erhöht die Wahrscheinlichkeit, weiter zu altern, Pflegebedürftigkeit weiter hinaus zu schieben und sich zumindest länger selbst versorgen zu können.

Außerdem gibt es nicht zu viel Ältere in Deutschland, sondern zu wenig Junge. Nicht die Zunahme der Lebenserwartung ist der entscheidende Grund für die starke demographische Alterung, sondern das Drama der ausgefallenen Generation. Die Eltern, die heute Kinder zur Welt bringen müssten, sind nie geboren worden. Und bei den Jahrgängen ab 1965 liegt zudem der Anteil der Kinderlosen bei einem Drittel. Deutschland braucht daher eine nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung.

Wie stellen wir uns auf die so genannte „Gesellschaft des langen Lebens“ ein?

Alt sein kann vieles bedeuten, und was da genau auf uns zukommt, weiß niemand im Voraus. Sicher ist nur: Älter werden wir alle. Doch statt der Tatsache ins Auge zusehen, versuchen wir, uns das Thema so lange wie möglich vom Hals zu halten – nach dem Motto: Wirklich alt sind nur die Anderen. So sagte meine damals 87-jährige Schwiegermutter stets, wenn sie mit ihrem Chor in einem Altenheim auftrat: „Ich gehe zu den Alten singen.“

Auch ich fühle mich meiner Alterskohorte noch längst nicht zugehörig, und manche von Ihnen kennen dieses Phänomen sicher auch aus eigener Anschauung. Die Anekdote „Leicht überschätzt“ illustriert diese Erfahrung sehr anschaulich:

Als ich zum ersten Mal im Wartezimmer meines neuen Zahnarztes saß, sah ich auf einer Urkunde an der Wand seinen vollständigen Namen. Ich erinnerte mich, dass ein schlanker, fleißiger Junge gleichen Namens vor gut 30 Jahren in meiner Klasse war. Doch als ich den Arzt sah, verwarf ich den Gedanken, dieser glatzköpfige, weißbärtige Mann mit den tiefen Falten war viel zu alt, um in meiner Klasse gewesen zu sein.

Nachdem er meine Zähne untersucht hatte, fragte ich ihn trotzdem, ob er das örtliche Gymnasium besucht hätte. „Ja“, antwortete er.

„Wann haben Sie Abi gemacht?“ fragte ich ihn. „1972, warum fragen Sie?“. „Nun“, antwortete ich, „Sie waren in meiner Klasse.“

Er betrachtete mich aufmerksam und fragte dann. „Welches Fach haben Sie unterrichtet?“

Es klingt lächerlich banal und ist doch nicht gehaltlos oder nichts sagend: wir alle altern. Immer. Vom Zeitpunkt unserer Geburt an. Aber nun altern wir alle länger, und zum ersten Mal in der Geschichte wendet sich das Blatt zugunsten der Alten.

Altwerden und Altsein und das möglichst lange im guten Zustand – viele wünschen sich das und schrecken nun doch vor einer Gesellschaft zurück, in der dies für immer mehr Menschen der Fall ist.

„Machen wir also das Altern zum Tabu(thema) und haften ihm Klischees und Vorurteile an? Warum eigentlich? Wieso wird das, worauf die Gesellschaft schon so lange mit viel Aufwand hin arbeitet, plötzlich zum Problem? Warum hat eine Gesellschaft mit einem Mal Angst davor, endlich dort anzukommen, wo es sie hindrängte? Bei einem für möglichst viele Menschen erfüllten, langen, über weite Strecken gesunden und mehrheitlich zufriedenen und vor allem sinnerfüllten Leben. Gewiss, Träume sterben an der Schwelle zu ihrer Erfüllung, aber dieser Traum hat eben erst begonnen und muss sich keineswegs als Albtraum entpuppen.

Die „Goldboomer“, „Gruffies“, „Kompostis“, „Slow-Goes“, oder „Silberrücken“ bringen mit ihrer Vielfalt und ihrem Ausprobieren ein experimentelles Element in unsere „auf vorwärts getrimmte“ Gesellschaft. Sie demonstrieren in ihrer Heterogenität ein Leben ohne wirtschaftliche Zwecksetzungen. Sie zeigen uns, dass Altern und Altsein sich nicht so anfühlt, wie es oft dargestellt wird. Und auch in den Augen der Jungen sind die Alten keineswegs Insassen von Todeszellen. Sondern in aller Regel quicklebendig, ja offensiv und laut. Altern ist jedenfalls vielfältig und komplex, es ist eine neue, historisch einzigartige Herausforderung.

Wollen wir diese Herausforderung meistern, gilt es, mit den Tabus und mit zahlreichen Klischees aufzuräumen.

Ein Klischee ist eine überkommene Vorstellung oder ein eingefahrenes Denkschema. Bezogen auf das Alter gibt es eine ganze Reihe solcher überholter Denkmuster. Ich nenne hier exemplarisch zwei gängige Vorurteile:

- „Alte Menschen fallen ihren Angehörigen zur Last“.
Falsch: Alte unterstützen ihre Angehörigen meist mehr, als sie unterstützt werden. Nicht nur finanziell, sondern auch praktisch. Bis zum 80. Geburtstag geben sie mehr, als sie nehmen.
- Alte Menschen können nichts Neues mehr lernen.“
Falsch: Bis ins hohe Alter kann der Mensch seine intellektuellen Fähigkeiten erhalten und auch durchaus neues Lernen, solange er nicht durch Krankheit stark beeinträchtigt ist.“
- „Das Alter beginnt mit 65.“
Falsch: Früher war das Alter für Leben und Arbeit nicht relevant. Erst die industrielle Arbeitswelt und da Rentensystem haben Menschen mit 65 Jahren für alt erklärt – und in den Ruhestand versetzt. Auch, wenn diese sich noch jung fühlen.“

Dieses letzte Klischee hält sich offensichtlich besonders hartnäckig:

Bei uns definiert sich Alter immer noch weitgehend über das Ausscheiden aus dem Berufsleben. „Neben der Liebe, ist die Arbeit die größte Glücksquelle des Menschen“ (Basilius Streithofen). Doch diese Glücksquelle versiegt heute schon oft mit 55 oder 60 Jahren. Das Recht auf Arbeit ist verwirkt, der wohlverdiente Ruhestand hat begonnen, ob man will oder nicht. In einer Gesellschaft, in der Arbeit und Leistung zu den höchsten

Werten zählen, bedeutet der erzwungene Ruhestand, so ein amerikanischer Mediziner „die staatliche verordnete Senilität“. Der Mensch wird herausgerissen und abgeschnitten von einer Lebensstruktur, die seinen Tag gliederte, ihn einbezog in berufliche und menschliche Beziehungen, ihm Lebenselixir schenkte, Kommunikation und Resonanz, die wir alle wie die Luft zum Atmen brauchen. Und jetzt, der immer währende Urlaub, der eine Definition für die Hölle ist, wie Bernhard Shaw sagte.

Über alle psychologischen, gesundheitlichen Perspektiven hinaus, ist aktiv sein, sich am Geschehen beteiligen, etwas zum großen Zusammenhang des Kosmos beizutragen, unser kleines Universum mit Leben zu füllen, der Lebenssinn schlechthin.

Doch „Was sind uns die Alten Wert“?

Nach Paragraph 1 Abs. 1 des deutschen Grundgesetzes ist die Menschenwürde unantastbar. Auch die des alten Menschen? Warum brauchen wir eine „Charta der Rechte...“, wie auch der Europäische Heimleiterverband sie formuliert hat. Gilt das Grundgesetz in europäischen Altenheimen nicht?

Altes Leben scheint gefährdet: Bei den 75-jährigen und älteren Menschen ist eine steigende Selbstmordrate festzustellen. Wissenschaftler haben hierfür keine Erklärung, denn die Suizidrate ist in den letzten drei Jahrzehnten in allen anderen Altersgruppen - und damit für die Gesamtbevölkerung - gesunken. Müssen sich alte Menschen nicht als Last, als Belastung vorkommen, wenn nur über die Kosten der Pflege gesprochen wird?

Muss der alte Mensch nicht annehmen, dass er der Gesellschaft Kosten erspart, wenn er selbstbestimmt aus dem Leben scheidet? Was sind uns alte Menschen wert? Was ist uns die Pflege wert? Und müssen wir uns nicht die Frage stellen „Lohnt sich das noch? Lohnt sich die Pflege von kranken, schwerpflegebedürftigen, demenzkranken Menschen?“

In Deutschland hat sich wie in anderen europäischen Ländern – fast unbemerkt von der Öffentlichkeit – eine Drei-Klassen-Medizin etabliert: Privatpatienten, Kassenpatienten, ältere Patienten. Sie erhalten nicht immer die Leistungen, die ihnen laut Gesetz zustehen. Sie sind einem Gesundheitssystem ausgeliefert, das sie mehr und mehr außen vor lässt. So entschied Ende April letzten Jahres eine Paderborner Amtsrichterin, dass Senioren kein Anrecht mehr hätten auf ein Gebiss, das den ganzen Tag hält. Ein 72-Jähriger hatte sich geweigert, eine Zahnarztrechnung von 1.750 Euro zu bezahlen, weil ihm das Gebiss nach spätestens zwei Stunden immer wieder aus dem Mund fiel. Die Richterin sah darin keinen Mangel und meinte, dass der Betroffene in diesem Alter nicht mehr darauf angewiesen sei, die Prothese den ganzen Tag zu tragen. Zwei Stunden täglich hielt sie in seinem Alter für angemessen.

Brauchen wir bald ein Antidiskriminierungsgesetz bezogen auf das Lebensalter eines Menschen?

Dieses Gerichtsurteil spiegelt die Einstellung unserer Gesellschaft gegenüber Älteren wider: ein Werteverlust, der sich auch in Krankenhäusern zeigt: alles muss schnell gehen, alles soll wenig kosten. Fallpauschalen regeln, wie schnell man gesund werden muss, wie viele Tage man bleiben darf. Das spart Geld. Ob Ältere länger als Jüngere brauchen, um wieder gesund zu werden, spielt dabei keine Rolle.

Auch Leistungskürzungen sind heute bei Älteren häufiger geworden. Da heißt es im Krankenhaus: „Das lohnt sich nicht mehr. Der stirbt sowieso.“ Mit dieser Einstellung, die tief in vielen Köpfen verankert ist, werden Älteren Therapien und Medikamente versagt, die Jüngere ganz selbstverständlich bekommen hätten.

Dieser Werteverlust ist eine Anfrage an uns alle. Wir dürfen nicht aufhören, dafür zu kämpfen, dass die große Bedeutung der rechtlichen Umwelt für den Schutz der Menschenwürde Älterer und vor allem der an einer Demenz erkrankten Menschen, nicht aufgeweicht wird. Aus der besonderen Verantwortung von Staat und Gesellschaft muss das Betreuungsrecht auch weiterhin der Selbstbestimmung und der sozialen Teilhabe des Menschen großes Gewicht zuordnen. Es muss sich von einem Menschenbild leiten lassen, das neben dem Respekt vor der Verletzlichkeit des Menschen, den Respekt vor den noch erhaltenen Ressourcen des Menschen akzentuiert.

*Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehen.
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.*

*Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendelang;
und ich weiß noch nicht:
bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.*

(Rainer Maria Rilke)

„Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen“: Diese Aussage kann auch als Veranschaulichung des Versuchs aufgefasst werden, die Schwächen und Gefährdungen der Hochaltrigkeit, die Demenz und damit verbundene Abhängigkeit von der Hilfe anderer Menschen bewusst anzunehmen, sich gefasst auf Entwicklungen einzustellen, die hiermit verbunden sind.

Tatsächlich sind die Themen Altern und Pflege von zahlreichen Tabus umgeben, emotional hoch besetzt und eng verbunden mit der Frage nach den Möglichkeiten einen guten Lebens im Alter. Wie wird es sein, wenn ich alt bin? Wer wird sich um mich kümmern? Wer wird mich lieben, wenn ich körperlich und geistig weniger leistungsfähig, in stärkerem Maße auf Hilfe und Unterstützung angewiesen bin. Wenn ich vieles nicht mehr tun oder nachvollziehen kann, was für andere zu einem sinnerfüllten Leben gehört? Jeder achte Deutsche gibt sogar an, lieber sterben zu wollen, als in ein Pflegeheim einzuziehen. Dies führt uns zu einer Reihe von Fragen – wie wir alt werden möchten, welche Art von Alter wir für uns selbst antizipieren, inwieweit wir es für möglich oder wahrscheinlich halten, dass sich unsere Hoffnungen und Erwartungen erfüllen (lassen).

Es ist der 9. November, Mittwochmorgen. Liegen Sie im Bett eines Pflegeheims und warten auf die Altenpflegerin, die Ihnen die Zähne einsetzt und Sie wäscht? Oder leben Sie in einer altengerechten Wohnung mit allen technischen Möglichkeiten für ein selbst bestimmtes Leben im Alter, mitten im Stadtviertel? Geschäfte und Bushaltestelle haben Sie vor der Tür. Auf häusliche und pflegerische Dienste können Sie zurückgreifen, und auch der Soziale Dienst des nahe gelegenen Pflegeheims informiert Sie über Angebote des Hauses und bietet Ihnen sogar eine Fahrmöglichkeit an. Warten Sie vielleicht auf den Bus oder steigen in Ihr eigenes Auto, um zur Arbeit zu fahren?

Gehen Sie in ein Bildungszentrum oder zur Universität, wo Sie sich weiterbilden oder gar unterrichten? Ist Ihr Rat gefragt als Experte in Unternehmen, oder haben Sie heute Sitzung im Stadtrat?
Wie sehen Sie aus? Wo sind Sie zu Hause?

Mussten sie nach einem Krankenhausaufenthalt gegen ihren Willen in ein Pflegeheim einziehen, wo Sie keine Klingel an ihrer Tür haben, keinen Briefkasten, keine eigen Email-Adresse und auch kein eigenes Konto mehr – aus Gründen der Verwaltungsvereinfachung?

Oder leben Sie in einem ganz persönlich eingerichteten Appartement in einer kleinen Hausgemeinschaft? Früh um 7 Uhr haben Sie, so wie Sie es ein Leben lang gewohnt sind, eine erste Tasse Kaffee getrunken. Dann haben Sie noch ein Stündchen geschlafen, und jetzt sitzen Sie gemütlich beim Frühstück in der großzügigen Wohnküche Ihrer Hausgemeinschaft. Später werden Sie vielleicht bei den Vorbereitungen für das Mittagessen helfen. Für den Nachmittag hat eine frühere Nachbarin sich zum Besuch angemeldet.

Was ist am **Nachmittag**? Sitzen Sie in einem firmengesponserten Rollstuhl mit Werbeaufschriften von Condor: „Ratz, fatz, weg“ oder von TUI „Sie haben es sich verdient“?

Nennt man Sie auf Tagungen oder in Dienstbesprechungen „Nuller oder Dreier“ oder Gerontos mit Weglauftendenzen?

Sprechen die Behörden immer noch von Ihnen als Insasse und bezeichnen Sie in ihren Altenhilfeplänen als Import oder Export? Erfüllt sich diese Sprache gar als Prophezeiung, und Sie werden als pflegebedürftiger Mensch in ein anderes Land exportiert, weil es in Ihrem Land keine Pflegekräfte mehr gibt?

Oder steht die leere Kaffeetasse auf Ihrem Nachttisch, blicken Sie auf die weiße Wand, warten vergebens auf Besuch und hoffen, dass die Alzheimer-Patientin aus Ihrem Nachbarzimmer nicht schon wieder unter Ihre Decke kriecht? Laufen Sie tagsüber mit einem Nachthemd herum, in das ein Chip eingenäht ist, damit Sie elektronisch geortet werden können, wenn Sie das Haus verlassen? Oder gibt es bereits die elektronische Fußfessel als Kosten sparende Aufsicht die zentral erfolgt?

Oder leben Sie in einem innovativen Heim, wo Ihr Bett mit jener raffinierten Ausstattung versehen ist, die Ihnen erlaubt, sich auf Knopfdruck bequem aufzusetzen oder aufzustehen, Briefe zu diktieren, ein Buch zu lesen oder mit Freunden in Facebook zu chatten?

Schreiben Sie an einem Vortrag, gehen Sie ins Fitness-Studio, oder sitzen Sie auf der Parkbank und füttern Tauben?

Was machen Sie am **Abend**? Tragen Sie als demenzerkrankter Bewohner den heimeinheitlichen Funktionsoverall der Firma Suprima mit gesichertem Reißverschluss, der es Ihnen unmöglich machen soll, die Inkontinenzhose oder angelegte Vorlage zu entfernen? Haben Sie Ihr Abendessen schon um 16:30 Uhr eingenommen und auf Weisung der Altenpflegerin „Wir schlafen jetzt“ das Licht ausgemacht? Oder liegen Sie vor einem viel zu lauten Fernseher, den die Pflegerinnen so laut gestellt haben, damit Sie das Schnarchen des Mitbewohners nicht hören müssen?

Oder genießen Sie virtuelle Unterhaltung, virtuelle Kommunikation und virtuelle Sexualität im Internet, „sozusagen Alter in Bewegung, nun aber in rasendem Stillstand vom Sessel aus?“

Oder haben Sie sich schick gemacht, weil Sie noch ein Rendezvous haben? Sitzen Sie im Lotussitz und meditieren? Oder liegen Sie schon unter der Erde?

Liebe Damen und Herren, seien Sie selbst die Prophetin oder der Prophet Ihrer Zukunft. Ist es unwahrscheinlich, dass Sie das Gegenteil von dem erleben, was Sie sich gerade vorgestellt haben?

Wie wollen wir im Alter leben?

Der demografische und soziale Wandel und seine erkennbaren mittel- und langfristigen Auswirkungen stellen aber nicht nur jeden Einzelnen, sondern unsere Länder, Städte, Gemeinden und soziale Dienstleister vor große Herausforderungen. Die Lebenserwartung steigt, die Geburtenrate sinkt: Bei gleichzeitigem Rückgang der Bevölkerung verändert sich deren Altersaufbau erheblich. Damit werden wir weniger, älter, bunter.

Diese Entwicklung wird viele Seiten des täglichen Lebens verändern, nicht nur die Höhe der Renten oder die Gesundheitsversorgung. Wir werden anders wohnen, anders reisen, anders arbeiten. Schulen und Universitäten werden sich umstellen und Angebote für Ältere anbieten müssen. Unternehmen werden auf ältere Arbeitnehmer angewiesen sein. Neben KITAS brauchen wir dann SENTAS (Seniorentagesstätten), zusätzlich zu Betriebskindergärten Betriebspflegeheime, zumindest jedoch Beratung in Sachen Pflege. Vor allem brauchen wir flexiblere Arbeitszeitmodelle zur Vereinbarkeit von Beruf und Pflege

Wir müssen auch darüber nachdenken, wie Alte für Alte sorgen können und nicht nur an die Jungen, die Alte versorgen. Die professionelle Pflege muss so organisiert werden, dass auch Ältere sie leisten können, etwa in dem sie als Fachkräfte jüngere Hilfskräfte

oder Freiwillige anleiten.

So gilt es, eine älter werdende Gesellschaft zu gestalten und die Altenhilfe nicht als „Einzelfallhilfe“ des Sozialamtes, sondern als gemeinwesenorientierte Aufgabe aller Beteiligten zu verstehen. Es geht nicht um die Zukunft des Alters allein, sondern um die Zukunft des Zusammenlebens der Generationen in den Kommunen.

Daher ist auch das Motto des Europäischen Jahres 2012 zu begrüßen: „Aktives Altern und Solidarität zwischen den Generationen“.

Die Menschen können umso länger selbstständig leben, je besser die sie umgebenden Bedingungen darauf eingestellt sind. Das gilt für Wohnung und Wohnumfeld, Einkaufen, Dienstleistungs- und Unterstützungsangebote oder die Nutzbarkeit des öffentlichen Personennahverkehrs ebenso wie für die Entwicklung von Produkten unter dem Gesichtspunkt eines „Designs für alle“, also nutzbar für alle Menschen, unabhängig von Alter oder Behinderung. Warum z. B. nicht ein Rollator mit einem Navigationsgerät? Oder die Möglichkeit, per Videokonferenz mit Verwandten, Ärzten, Pflegestationen Kontakt zu halten oder mit seinem Hausarzt zu skypen?

Ältere mit Rollatoren werden das Straßenbild prägen. Daher brauchen wir längere Grünphasen für Fußgängerampeln, die Absenkung von Bordsteinen, größere Buchstaben auf Schildern, langsamer schließende Aufzüge, längere Umsteigezeiten bei Bus und Bahn...! Vielleicht müssen wir überhaupt wieder die Langsamkeit entdecken!?

Leider sorgen politische Entscheidungen mitunter auch für gegenläufige Tendenzen. Zu nennen sind hier unter anderem die Ausdünnung des Öffentlichen Nahverkehrs, die Konzentration des Einzelhandels auf der „grünen Wiese“, die Schließung von Dienstleistungseinrichtungen des täglichen Bedarfs (wie Filialen von Geldinstituten oder der Post), aber auch der Verkauf kommunaler Wohnungsbestände. Die hierdurch entstehenden Defizite wirken sich negativ auf die Kommunen als Lebensraum aus.

Der demographische Wandel findet dort statt, wo die Menschen leben, in den Kommunen, in den Wohn-Quartieren. Daher muss der lokale Sozialraum zentral in den Mittelpunkt aller Reformbestrebungen gerückt werden. Dort kann eine neue Kultur des sozialen Miteinanders wachsen, einer sorgenden Gesellschaft. Dort können die Kräfte aller Akteure zusammenwirken und gebündelt werden. Dort muss die Gestaltungsmacht liegen.

Voraussetzung hierfür ist auch eine Ressourcen-Umverteilung von der Bundes – auf die Regionalebene, eine auch fiskalische Stärkung der Kommunen in ihren Kompetenzen hinsichtlich der sozialen Infrastrukturentwicklung.

Ein solches soziales Netz aus älteren Menschen selbst, Angehörigen, Freunden, Nachbarn und bürgerschaftlich Engagierten ermöglicht im Verbund mit bedarfsorientierten professionellen Pflegeleistungen ein lebenslanges Wohnen im Quartier.

Und hier setzt das Netzwerk SONG an. SONG ist ein Begriff mit Klang. Und tatsächlich, jetzt ist die „Melodie“ fertig, sozusagen die „CD“: das Memorandum mit den wichtigsten Ergebnissen ist erstellt. Im Netzwerk „Soziales neu gestalten“ – SONG – haben sich vier innovative Sozialunternehmen aus dem Bereich der Wohlfahrtspflege: CBT – Caritas Betriebsführungs- und Trägergesellschaft mbH in Köln, Bremer Heimstiftung,

Evangelisches Johanneswerk e. V. Bielefeld und die Stiftung Liebenau (Meckenbeuren) zusammen mit der Bank für Sozialwirtschaft AG (Köln) und der Bertelsmann Stiftung (Gütersloh) intensiv mit der Frage auseinandergesetzt, wie unser Gemeinwesen die mit dem demographischen Wandel einhergehende gesellschaftliche Alterung künftig besser bewältigen kann.

SONG setzt sich für neue Wohn- und Assistenzangebote ein

Eine im Netzwerk SONG durchgeführte Potenzialanalyse bestätigt: Neue, zukunftsweisende Wohn- und Assistenzangebote, die die vorherrschende Versorgungslogik revidieren, sind möglich. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass präventive Leistungen belohnt, Eigeninitiative und gegenseitige Hilfe gestärkt, neue Hilfe-Mix-Modelle realisiert und bürgerschaftliches Engagement integriert werden. Ein solches soziales Netz ermöglicht im Verbund mit bedarfsorientierten professionellen Pflegeleistungen ein lebenslanges Wohnen im Quartier. Ein qualifiziertes Sozial- und Quartiersmanagement sowie neue Kooperationsformen im Quartier sind dabei als notwendige infrastrukturelle Voraussetzungen maßgebliche Erfolgsfaktoren.

Mit dem Sozialraum vernetzte Wohnprojekte *für alle Generationen* in die öffentliche Regelfinanzierung aufzunehmen, ist daher wesentlich zielführender als weiterhin überwiegend auf stationäre Einrichtungen zu setzen und die Kostensteigerung der Sozialleistungen für Pflege zu beklagen. Die Fortschreibung bestehender Strukturen der stationären Altenhilfe ist weder finanzierbar noch von den Bürgern gewollt!

Doch wir werden auch in Zukunft Pflegeheime benötigen, gerade für die wachsende Zahl demenzkranker Menschen. Denn Pflegeheime erfüllen trotz aller Kritik eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe und sind als Bestandteil der pflegerischen Versorgung unverzichtbar. Ohne diese Häuser würden mehr alte Menschen verwahrlosen, wahrscheinlich auch früher sterben und Angehörige in die Überforderung getrieben. Aber sie werden anders sein müssen: strukturiert in autarke Hausgemeinschaften. Wohnhäuser mit Pflege, stadtteilbezogene Kleeblattsysteme, die sich in Bau, Konzeption, Organisation und Führung den Bedürfnissen und Wünschen dieser Hauptzielgruppe anpassen müssen: Wohnhäuser also, in denen die Bewohnerin oder der Bewohner den Rhythmus des Tages je nach ihren Gewohnheiten bestimmen.

Werteorientiertes Management als Voraussetzung für den Paradigmenwechsel

Damit ein solcher Paradigmenwechsel in Pflegeheimen möglich wird, ist es die Aufgabe von Trägern und leitenden Mitarbeitern, entsprechende Rahmenbedingungen in einem Unternehmen zu schaffen. Organisationen sind nur so gut, wie die Menschen, die für sie arbeiten. Die Kundenbeziehung kann nicht besser sein als die Beziehung zwischen Management und Mitarbeiter. So wie man innen miteinander umgeht, wird man auch von außen wahrgenommen. Was Unternehmen bei Mitarbeitern falsch machen, können sie bei den Bewohnern nicht besser machen. Schlechte Arbeitgeber disqualifizieren sich auch als Anbieter für soziale Dienstleistungen, deshalb benötigt gute, erfolgreiche Altenpflege Werte. Dies sind in erster Linie soziale und menschliche Spielregeln, die Anerkennung und Teilhabe ermöglichen und nicht ein Pflegeumfeld, das ausschließlich in medizinisch-technischen Details aufgeht. Einrichtungen der Pflege, die einen solchen Wechsel

vollziehen, benötigen ein wertorientiertes Management, das die Frage nach dem Sinn, der Ethik des Betriebes, dessen Werten permanent in den Mittelpunkt stellt. Denn kostbarstes Vermögen eines Unternehmens sind nicht die Bankkonten oder die Gebäude, sondern die Menschen, die dort arbeiten; wichtigster Rohstoff ist die Bereitschaft zum Mitmachen. Und daher haben Träger und Hausleitungen zuerst in die Menschen zu investieren, die dort arbeiten, und nicht in bürokratische Prüfsysteme. Eine solche „Charta des Handelns“ in den Einrichtungen der Altenhilfe umzusetzen, würde dazu beitragen, menschenunwürdige Situationen in deutschen Pflegeheimen künftig nachhaltig zu verhindern.

Den alten Menschen auch als „Kunden“, als kundigen Verbraucher, als Nutzer sehen bedeutet, dass er immer Experte seiner selbst bleibt – auch bei allen möglichen Einschränkungen, dass keine Entscheidungen gegen seinen Willen geschehen.

Die Einmaligkeit des Menschen begründet sein Würde, die unantastbar und universell ist und vom Schöpfungsakt bis über den Tod hinaus gilt, eine Würde, die unverfügbar ist, die oft missachtet und verletzt, nicht aber aufgehoben und zur Disposition gestellt werden kann.

Die Würde also – ein ganz zentraler Wert in der Altenpflege.

Soll Teilhabe nachhaltig gelingen, müssen auch die rechtlichen und finanziellen Rahmenbedingungen verbessert werden. Denn die gute Pflege ist personalintensiv. Doch offensichtlich bleibt die viel zu enge Stellenbesetzung in der Pflege ein Tabuthema. Die Personaldecke ist – zumindest in Deutschland – seit Jahrzehnten viel zu knapp, um eine angemessene Pflege zu gewährleisten. Professioneller Anspruch und tatsächliche Möglichkeiten klaffen immer weiter auseinander. Dies führt zu Unzufriedenheit bei Mitarbeitenden selbst, bei Bewohnern, ihren Angehörigen und in der Gesellschaft.

Warum fordern wir als Bürger nicht einen „Rettungsschirm“ für die finanzielle Absicherung der Pflege? Es ist schließlich unser Geld, das den Finanzmärkten in den Rachen gesteckt wird. Und Staatshaushalte sind nicht „alternativlos“, sondern von Menschen geschaffene Realitäten. Ändern wir sie.

Dies setzt m. E. jedoch auch eine neue Werte-Diskussion voraus. Denn wir erleben eine werte-ver-rückte Welt mit einer qualitativen Veränderung von sozialen Beziehungen, die immer mehr unter das Diktat des Marktes fallen und Warencharakter annehmen. Beziehungen verlieren ihren Eigenwert, sie werden daraufhin überprüft, welchen Nutzen sie haben, wie effektiv sie sind und in wie weit sie etwas „bringen“. Wir begegnen uns nicht mehr als Menschen, als Partner oder als Nächste, sondern als Kunden. Plötzlich sind wir alle Verkäufer geworden und spüren nicht die Gefahr, dass wir uns selbst verkaufen.

Ohne Ethik und ohne eine Vision von einer menschlichen Zukunft blieben wir die Sklaven eines Systems, das den Menschen beherrscht und ihm nicht dient. Mein Eindruck ist, dass wie heute mehr die Bürokratie pflegen als den Menschen.

Es geht immer nur um Geld, Gesetze und Systeme und Regeln, die offenbar die erste Geige spielen. Misstrauen und Kontrollen erzeugen jedoch Misstöne und dann ist man noch überrascht, warum zu wenige junge Menschen für diesen Beruf gewonnen werden

können und viele motivierte Pflegekräfte das Berufsfeld verlassen. Zurück bleiben dann „Pflegetechniker“ mit einem funktionalen Selbstbild, die nicht auf Beziehungsqualität ausgerichtet sind. Dies ist hoch problematisch für die Alltagsgestaltung von Menschen mit Pflegebedarf und Demenz.

Resümee

Die eingangs gestellte Frage danach, wie wir selbst im Alter, auch bei Pflegebedürftigkeit oder Demenz, leben möchten, ist der Ausgangspunkt für das professionelle und politische Bemühen, eine älter werdende Gesellschaft zu gestalten und die Altenhilfe nicht als Einzelfallhilfe, sondern als gemeinwesenorientierte Aufgabe aller Beteiligten zu verstehen. Selbstbestimmte Teilhabe muss die leitende Norm für diese Entwicklung sein.

Zudem ist gesellschaftlich eine Kultur des „Loslassens“ (neu) zu lernen, denn sie lenkt den Blick darauf, dass wir nichts wirklich festhalten können, weder die eigenen Kinder, noch den Beruf und auch nicht das eigene Leben.

Das Sterben ist der Gipfel des Loslassens. Herman Hesse hat dieses Geschehen im Gedicht „Welkes Blatt“ unübertrefflich beschrieben:

*„Jede Blüte will zur Frucht,
Jeder Morgen Abend werden,
Ewiges ist nicht auf Erden
Als der Wandel, als die Flucht.
Auch der schönste Sommer will
Einmal Herbst und Welke spüren.
Halte Blatt, geduldig still,*

*Wenn der Wind dich will entführen.
Spiel dein Spiel und wehr dich nicht,
Lass es still geschehen.
Lass vom Winde, der dich bricht,
Dich nach Hause wehen.“*

Aber nicht nur loslassen müssen die älter werdenden Menschen lernen. Nein, es geht um etwas anderes. „Jede Blüte will zur Frucht, Jeder Morgen Abend werden“, ist bei Hesse zu lesen. Heißt das nicht auch, dass sich mit dem Altern Neues ergibt?

Der Alterungsprozess hat nämlich noch eine andere Seite. Der Verlustrechnung steht eine Gewinnrechnung gegenüber, wenn man sinnvolle Aufgaben findet, die über das alltägliche Leben und die Routine des Tages hinausweisen. Es gibt heute in Europa einen Hunger nach Sinn, nicht nach Nahrung. Doch die Sinnggebung für das Alter darf sich nicht beschränken auf Kreuzworträtsel oder Kreuzfahrten, sondern muss sich ausweiten in ein verbindliches Engagement für die Gesellschaft. So kann ein neues „Drehbuch“ geschrieben werden: der demografische Wandel, die hinzugewonnenen Jahre brauchen alle: Junge und Ältere, Frauen und Männer, eine Gesellschaft in der Alterskrankheiten wie Demenz und Alzheimer zu etwas Normalem werden und Sinnfenster zu einer neuen Akzeptanz öffnen. Eine Gesellschaft, in der viele heutige Tabus keine mehr sind.

Danke, dass Sie mir so lange Ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben.

Franz J. Stoffer,
09.11.2011